

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Edward Sklepowich**  
**Die dunklen Wasser von Venedig**  
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Venedig versank nicht im Meer. In diesen letzten Julitagen hatte man eher den Eindruck, die Stadt schmelze in die Lagune hinein.

Vor zwei Tagen hatte Urbino Macintyre das Vaporetto bestiegen, um an den Lido zu fliehen, und dabei war es ihm vorgekommen, als verlasse er ein riesiges plastisches Schaubild Salvador Dalís.

Man hätte es *Die Beharrlichkeit des Sommers* nennen können. Die berühmten Gebäude der Stadt wurden formlos und begannen sich aufzulösen, ihre geflügelten Löwen spiegelten sich in glänzenden Pfützen aus geschmolzenem Gold, der Uhrturm zerfloß in Blau- und Bronzetöne, und die schneeweißen Kuppeln von Santa Maria della Salute sanken wie riesige Kugeln Vanilleeis in den Canal Grande.

Selbst hier auf der Veranda des Grand Hotel des Bains, wo sich die Adria in nur sechzig Meter Entfernung und ein Campari Soda direkt vor ihm befanden, fühlte sich Urbino an diesem Nachmittag dem Ersticken nah. Falls es in New Orleans jemals so schrecklich heiß gewesen war, dann versagte seine Erinnerung. Gedanken an New Orleans mahnten ihn allerdings auf unangenehme Weise an den unmittelbar bevorstehenden Besuch seines ehemaligen Schwagers Eugene Hennepin. Urbino lenkte sich ab, indem er sich das kleine Drama noch einmal ins Gedächtnis rief, dessen ahnungsloser Zeuge er gestern nachmittag in der Biennale-Kunstaussstellung in den Giardini Pubblici, dem Stadtpark, geworden war.

Es war bei seinem zweiten Besuch in der diesjährigen Ausstellung gewesen. Gerade war er auf den italienischen Pavillon zugegangen, um noch einmal einen Blick auf die Gemälde einer Gruppe italienischer Künstler zu werfen, als eine Gestalt die Stufen des Gebäudes hinabstürmte und an ihm vorbeirannte. Er konnte zwar erkennen, daß es sich um eine Frau handelte, erhaschte aber nur einen ganz kurzen Blick auf ein angstvolles und bleiches Gesicht hinter einer großen, dunklen Brille. Ein brauner Schal bedeckte ihre Haare, und sie hielt ein Messer umklammert, das sie eng an den Körper preßte.

Wie die Leute um ihn wick Urbino der Frau instinktiv aus, und sie lief durch den Ausgang und tauchte in der Menge unter. Aus dem italienischen Pavillon kamen mehrere Männer, die hinter ihr herliefen. Einer von ihnen war ein tränenüberströmter Wachmann.

Als Urbino einige Minuten später das Gebäude betrat, erfuhr er, was geschehen war. Die Frau hatte das umstrittene Gemälde *Nackte in einer Beerdigungsgondel* des venezianischen Künstlers Bruno Novembrini zerschlitzt: Vor dem Hintergrund der überfluteten Piazza San Marco lehnte eine wunderschöne nackte Frau mit glänzender perlweißer Haut, strahlendgrünen Augen und einem sehr attraktiven Körper verführerisch in einer Beerdigungsgondel. Sie trug nichts weiter als Smaragdohrringe, ein dünnes Goldarmband und einen orientalischen Turban in Altrosa, der ihr Gesicht, den langen Hals und die Brüste leuchten ließ. Sie starrte dem Betrachter offen und provozierend ins Gesicht und hatte wie Tizians nackte Venus eine ihrer schlanken Hände zwischen die Beine gelegt. Die Gondel war ein dunkler Schatten aus Ebenholz, verhängt mit dicken schwarzen Tüchern und von Blumen und Kränzen überhäuft. Am Bug stand der Engel des Todes mit einer Fackel. Ein weiterer Engel, so bärtig wie ein biblischer Patriarch, und ein Löwe, der in ein schwarzes Taschentuch weinte, schwebten über der Frau.

Die Angestellten des italienischen Pavillons erzählten Urbino, die unbekannte Attentäterin sei geradewegs auf das Gemälde zugegangen und habe es mit einer einzigen schnellen Bewegung zerschlitzt. Dann sei sie entkommen, nachdem sie den beiden Wachmännern, die sie festhalten wollten, eine chemische Substanz ins Gesicht gesprüht hatte.

Jetzt schlug Urbino den *Gazzettino* von heute auf und fand einen Bericht über das Attentat. Man hatte die Frau nicht gefaßt. Massimo Zuin, der venezianische Galerist des Künstlers, sagte, der Schaden an dem Gemälde sei noch nicht geschätzt worden.

Wenn Urbinos gute Freundin, die Contessa da Capo-Zendrini, die den Sommer in ihrer Villa in Asolo verbrachte, von diesem Attentat erfuhr, amüsierte sie sich bestimmt darüber. Mit Sicherheit würde sie sagen, etwas anderes habe die ganze moderne Kunst gar nicht verdient – und ganz besonders nicht dieses Bild, von dem sie eine Reproduktion im *Corriere della Sera* gesehen hatte. Die Kommentare der Contessa über die Biennale waren mindestens so scharf

wie das geschliffene Messer der Vandalin. Und seit Urbino auf einer Biennale vor zehn Jahren die Contessa kennengelernt und ihre Bemerkungen zum ersten Mal gehört hatte, waren sie nicht stumpfer geworden.

Während der letztjährigen Biennale hatte sich die moderne Kunst allerdings an ihr gerächt. Das geschah im amerikanischen Pavillon, wo Jenny Holzer ausstellte, eine amerikanische Künstlerin, die Worte als Medium verwendet und in jenem Jahr den begehrten Goldenen Löwen gewann. Die elektronischen Leuchtzeilen mit Jenny Holzers Texten, die von den Wänden eines mausoleumartigen Raumes in fünf Sprachen ideologische Botschaften, Pop-Psychologie und «spöttische Klischees», wie die Künstlerin das nannte, verkündeten, berührten die Contessa so unangenehm, daß sie beinahe ohnmächtig geworden wäre. Ein Spruch nach dem anderen wirkte wie eine persönliche Beleidigung auf sie:

LETZTLICH VERSTEHT MAN NUR SEINE  
GESCHLECHTSGENOSSEN  
MACHTMISSBRAUCH KANN UNS NICHT  
ÜBERRASCHEN  
AUS LIEBE STERBEN IST SCHÖN ABER DUMM  
ELITEN SIND UNVERMEIDLICH  
SEINE MOTIVE ZU VERBERGEN IST VERACHTENSWERT  
TÖTEN IST UNVERMEIDLICH ABER KEIN GRUND STOLZ  
ZU SEIN  
ROMANTISCHE LIEBE WURDE ERFUNDEN UM DIE  
FRAUEN ZU MANIPULIEREN  
VÄTER SIND OFT ZU GEWALTSAM  
MÜTTER SOLLTEN NICHT ZU VIELE OPFER BRINGEN  
PRIVATBESITZ ZEUGT VERBRECHEN  
ALLES HÄNGT AUFS FEINSTE ZUSAMMEN  
MORD HAT SEINE SEXUELLE SEITE  
KEINER IST GRAUSAMER ALS KINDER  
STERBEN SOLLTE SO EINFACH SEIN WIE AUS DEM  
SATTEL FALLEN  
SELBST DEINE FAMILIE KANN DICH VERRATEN  
MÄNNER SIND VON NATUR AUS NICHT MONOGAM

Solche Sätze waren auch in die Steinbänke und die marmornen Bodenplatten der übrigen Ausstellungsräume eingraviert und auf T-Shirts, Hüte, Poster und Reklametafeln gedruckt. Man konnte ihnen nicht entkommen, nicht einmal in den öffentlichen Bootslinien Venedigs oder in den Taxis von Mestre auf der anderen Seite der Lagune. Aber es war die elektronische Version im amerikanischen Pavillon gewesen, die die Contessa so sehr erschüttert hatte.

Sie hatte sich an Urbinos Schulter geklammert und sich von ihm erst an die frische Luft und ans Sonnenlicht und dann auf eine beruhigende *coppa di gelato* ins Caffè Paradiso vor den Toren der Biennale führen lassen.

In diesem Jahr ging die Contessa kein Risiko ein. Kühl und ungestört verbrachte sie diese Zeit nicht weit von Venedig in ihrer abgelegenen Villa La Muta in der hügeligen Stadt Asolo. Sie hatte geschworen, sich dem Gelände der Biennale nicht mehr zu nähern, bis das letzte zweifelhafte Kunstwerk wieder in seiner Kiste verstaut war, aus der man es nie hätte herausnehmen sollen.

Beim Durchblättern der Zeitung entdeckte Urbino einen neuen Artikel zu einem Fall, der die Stadt in der letzten Woche erschüttert hatte. An einem der heißesten Tage des Sommers war ein fünfzehnjähriges Mädchen namens Nicolina Ricci vergewaltigt und ermordet worden. Als ihre Eltern von einem Ausflug zum Ostufer des Gardasees nach Hause zurückkehrten, fanden sie den nackten Körper ihrer Tochter in deren Zimmer vor. Keine grausige Einzelheit war der Öffentlichkeit vorenthalten worden, weder die blutbefleckten Laken noch die zahlreichen Stichwunden oder das Haarbüschel, das eine von Nicolinas Händen umklammert hielt. Die heutige Zeitung berichtete, ein vierundvierzigjähriger Mann, ein enger Freund der Familie, der im selben Haus lebte, habe den Mord gestanden. Sexuelle Besessenheit und der drückende Schirokko, sagte er, hätten ihn verrückt gemacht.

Venedig war eine relativ ruhige Stadt, und die Ausbrüche von Gewalt blieben gewöhnlich aufs Festland beschränkt, aber dieser Sommer hatte bereits den grausamen Mord an Nicolina Ricci, das Zerschlitzen eines Gemäldes auf der Ausstellung zeitgenössischer Kunst und mehrere Überfälle auf Touristen in den weniger belebten Straßen gebracht.

Urbino faltete die Zeitung zusammen und blickte über die Adria.

Die grauen Umrisse der Schiffe wirkten wie Geister am Horizont, Ein kleines Flugzeug dröhnte übers Wasser, und hinter der Hecke des Hotels fuhren Vespas und Fahrräder den Lungomare Marconi entlang. Vor den Toren des Hotels rief ein alter Mann mit einer flachen Mütze: «*Fragole fresche!*» Eilig verließ Urbino die Veranda, um sich eine kleine Schachtel frischer Erdbeeren zu kaufen. Während er sie aß, überlegte er, was er als nächstes unternehmen sollte.

Vielleicht würde er an den privaten Strandabschnitt des Hotels hinuntergehen, ein bißchen schwimmen und dann in einer der Strandhütten ein Nickerchen halten. Seine Pläne für morgen und übermorgen sahen kaum anders aus.

Dieses *dolce far niente*-Dasein im Grand Hotel des Bains erfüllte Urbino zwar nicht mit besonderem Stolz, aber zu Hause im Palazzo Uccello, wo er vergeblich versucht hatte, seine Gedanken auf ein neues biographisches Projekt zu richten und sich innerlich für den Besuch seines Ex-Schwagers Eugene zu stählen, hatte er sich keinesfalls besser gefühlt.

Urbino wollte gerade aufstehen und auf sein Zimmer gehen, um sich für den Strand umzuziehen, als von dem gepflasterten Bürgersteig unterhalb der Veranda eine vertraute und willkommene Stimme zu ihm heraufdrang. Es war die Contessa da Capo-Zendrini, die gerade jemanden vom Personal begrüßte. Während sie langsam die muschelförmigen Steinstufen hinaufstieg, kam Urbino bereits auf sie zu.

«Barbara, was tun Sie denn hier?»

Mit einem etwas verstimmtm Lächeln auf ihrem attraktiven Gesicht wandte sich die Contessa ihm zu. Sie trug ein blau und grün gemustertes Fortuny-Kleid, das einst ihrer Mutter gehört hatte, und einen kecken Strohhut. Unter dem Arm hielt sie einen zusammenge-rollten grünen Schirm.

«Ich bin gekommen, um Sie vor diesen purpurroten Hortensien und Farngewächsen hier zu retten und mit nach Asolo zu nehmen – und zwar nicht nur für mein morgiges Gartenfest, sondern für den Rest des Sommers. Erzählen Sie mir nicht, Sie hätten keine Zeit! Schließlich sitzen Sie hier in Ihrem cremefarbenen Anzug herum und schmachten. Ich weiß schon, Sie sind in der Lage, sich auf geradezu unziemliche Weise dem Sommer hinzugeben, aber ich bestehe darauf, daß Sie es droben in Asolo tun.»

Urbino küßte ihre Wange. Sie war angenehm kühl.

«Milo wartet mit dem Boot. Sie können gleich nach Hause fahren, packen und Serena holen, wenn Sie möchten.» Serena war die Katze, die Urbino an einem nassen Novembertag in den Giardini Pubblici, wo auch die Biennale abgehalten wurde, gerettet hatte. «Das Auto steht an der Piazzale Roma.»

«Ich kann nur übers Wochenende kommen, Barbara.»

«Erzählen Sie mir nicht, daß Sie dieses Hotel der Villa La Muta vorziehen.»

Die Contessa blickte sich auf der Veranda um. Sie verzog die Nase, als sei das Grand Hotel eine Pension mit stinkenden Abflüßrohren.

«Haben Sie vergessen, daß am Montag mein Ex-Schwager Eugene aus Florenz zu Besuch kommt?»

«Können Sie nicht eine weniger plumpe Bezeichnung für den armen Mann finden?» fragte sie ihn, während sie sich setzte. «Es ist Ewigkeiten her, seit Sie mit seiner Schwester verheiratet waren.» Sie legte ihren Schirm auf einen leeren Korbstuhl. «Ich hätte gern eine *Coppa Fornarina*», sagte sie und meinte damit ihr mit Makronen und Kirschen garniertes Lieblingseis, das sie im Café Florian immer bestellte. «Das gibt es hier doch, oder?»

«Ich bin sicher, daß sie es für Sie machen werden, Barbara.»

Nachdem er die Eiscreme-Kreation für die Contessa und für sich selbst einen weiteren Campari Soda – diesmal aufge bessert mit einem Schuß Weißwein – bestellt hatte, erkundigte sich Urbino, wie die Dinge in Asolo standen.

«Wenn Sie öfter zu Besuch kämen, dann müßten Sie nicht fragen! Teenagerbanden rennen herum, reißen die Pflanzen heraus und werfen Fenster ein. Das läßt mich beinahe froh darüber sein, daß ich keine eigenen Kinder habe. Sie wären jetzt auch gerade in diesem schwierigen Alter.»

Zu dieser Übertreibung der Contessa sagte Urbino nichts. Wenn sie und Alvisè je Kinder gehabt hätten, dann hätte auch das jüngste seine schwierigen Jahre längst hinter sich. Die Contessa ging bestimmt schon auf die Sechzig zu, auch wenn er bis zu ihrem fünfundsiebzigsten Geburtstag, an dem sie die Enthüllung des Geheimnisses versprochen hatte, nur Vermutungen anstellen konnte. Urbino, der zwanzig Jahre jünger war, fand, daß sie ein

Recht auf Eitelkeit hatte, zumal sie mindestens zehn Jahre jünger aussah.

«Ich hoffe, Sie wissen es zu schätzen, daß ich meine sämtlichen Vorbereitungen für das Gartenfest unterbrochen habe, nur um Sie in die Hügel von Asolo zu locken, *caro*. Übrigens bin ich schwach geworden und habe auch dieser alten amerikanischen Schauspielerin, die Sie kennenlernen wollten, eine nachbarliche Einladung überreicht – derjenigen, die immer in kurzen Hosen und einem Turban herumläuft. Vermutlich taucht sie bald mit einem Leopardenanzug und einer Federboa auf! *Ich* habe ja noch nie von ihr gehört», sagte die Contessa etwas zu beiläufig, «aber Silvestro hat mir alles über sie erzählt.»

Silvestro Occhipinti war achtzig Jahre alt und ein langjähriger Freund von Alvise, dem verstorbenen Ehemann der Contessa. Weil er Geld brauchte, vermietete er seine Villa an Ausländer – gegenwärtig an die zurückgezogen lebende Schauspielerin Madge Lennox – und wohnte selbst in einer geräumigen Wohnung in der Innenstadt von Asolo.

«Diese impertinente Person in kurzen Hosen ist mein letzter Versuch, Sie davon zu überzeugen, daß Sie uns alle mit Ihrer Anwesenheit beehren müssen. Ich weiß schon, daß Sie *les grandes fêtes* nicht mögen, mein Lieber, aber hier handelt es sich schließlich um ein Fest von mir. Wenn Sie sich noch einmal weigern, werde ich Sie von Milo im Polizeigriff abführen lassen.»

Der Kellner brachte das Eis und den Campari Soda. Einige Minuten lang widmete sich die Contessa in genüßlichem Schweigen ihrer *coppa*, um Urbino dann in den Klatsch von Asolo einzuweißen. Das Interessanteste war die Geschichte über einen jungen Amerikaner, der versucht hatte, sich mit einem Trick bei Freya Stark, der bekannten britischen Reiseschriftstellerin, die seit Jahrzehnten in Asolo wohnte, Zutritt zu verschaffen.

Dann schwieg die Contessa wieder und aß den Rest ihrer *coppa* mit der gebremsten Begeisterung eines wohlgezogenen Kindes.

«Sie sehen aus, als könnten Sie auch eine Stärkung vertragen», sagte sie, als sie fertig war. «Warum bestellen wir nicht ein Eis für Sie? Alkohol schwächt Sie bei dieser Hitze doch nur.»

«Möchten Sie denn selbst noch eine *coppa*, Barbara?»

«Ganz bestimmt nicht.»

Aber trotz dieser Ablehnung wußte Urbino, daß die Contessa in Versuchung geführt war. Was sie zurückhielt, war nicht, daß sie satt war oder Angst hatte zuzunehmen, sondern, daß es ihr peinlich war, dabei gesehen zu werden, wie sie zwei *coppe* hintereinander verdrückte. Mit Sicherheit hatte sie nichts dagegen, ihr zweites Eis woanders zu essen.

«Aber La Muta wäre für Ihr abgehärmttes Aussehen bestimmt ein sehr viel besseres Heilmittel als ein Eis», betonte die Contessa. «Die frische Luft wird Wunder wirken! Ich Sorge viel besser für Sie, als man das hier tut – und es kostet Sie nicht eine einzige Lira. Sie *kommen* doch mit, oder?» Auf ihrem Gesicht lag ein flehender Ausdruck. «Es ist nur so, daß ich Sie so grauenvoll vermisse. Ist die Tatsache, daß ich an einem der heißesten Tage dieses Sommers den ganzen Weg von Asolo hierher mache, nicht Beweis genug?»

«Ich habe Sie auch vermißt, Barbara. Natürlich komme ich.»

«Glauben Sie, daß ich diesen Ex-Schwager von Ihnen einmal zu Gesicht bekommen werde, oder wollen Sie ein großes Geheimnis aus ihm machen, wie Sie das mit so vielen Dingen aus Ihrer Vergangenheit tun?»

«Sie werden ihn kennenlernen. Vielleicht gefällt er Ihnen sogar besser als ich.»

«Das ist noch unmöglicher als unmöglich, *caro*, selbst wenn er besser aussehen und jünger sein sollte als Sie. Ich bin vom Schicksal dazu verdammt, Ihnen auf ewig verfallen zu sein. Aber ich hoffe doch, daß er ein paar Geschichten aus der Zeit kennt, als Ihr Haar noch so blond war wie das von Huckleberry Finn und Sie noch nicht so müde aussahen!» Sie griff nach ihrem Schirm. «Trinken Sie aus, dann verschwinden wir von hier, und zwar schnell. Ich mache einen Spaziergang im Garten, während Sie sich um Ihre Sachen kümmern. Vielleicht haben wir, ehe wir fahren, noch Zeit für eine echte *Coppa Fornarina* im Café Florian. Diese hier» – mit einem Kopfnicken deutete sie auf den leeren Eisbecher – «hat viel zu wünschen übriggelassen.»

Dazu gab Urbino keinen Kommentar ab, sondern winkte dem Kellner.

TEIL I

---

*Tod im Canal Grande*

«Na, ist das hier nicht genau das, was Sie brauchen?» fragte die Contessa am folgenden Nachmittag leise, als sie gerade an ihm vorüberschwebte, um im Garten hinter der Villa La Muta einen frisch angekommenen Gast zu begrüßen.

Urbino lächelte. Was die Contessa mit «das hier» bezeichnete, war nicht nur die Villa aus dem sechzehnten Jahrhundert, der parkähnliche Garten mit den Rasenterrassen und dem mit Lorbeer überschatteten Delphinbrunnen, die versteckten, wie zufällig sprühenden Wasserspeier, die sich aus geheimen Quellen speisten, das Labyrinth und der *giardino segreto*, wo sie oft gemeinsam Tee oder Cocktails tranken. «Das hier» umfaßte auch den Ausblick auf die weite Ebene von Treviso, die bis zu den Ausläufern der Alpen reichte, die Stadt mit ihren Mauern und Arkaden, dem Schloß und der Zitadelle über ihnen, die kristallklare Luft, die sanft über die Hügel wehte, und alles andere bis hin zu dem herrlich bunt gefiederten Papagei in dem Messingkäfig unter der Pergola, der deutlich und mit freundlicher Stimme immer wieder «*Ciao!*» sagte.

Die Gäste der Contessa hatten sich in dekorativen Gruppen über die verschiedenen Ebenen des Gartens verteilt. Ein Streichquartett spielte mit Vivaldi gegen das Rauschen des Windes und den Vogelgesang an. Die ganze idyllische Szenerie, durchwirkt von vornehmer und höflich scherzender Konversation, hätte von Watteau stammen können, zumal sie sogar die leise Andeutung von Melancholie und Vergänglichkeit aufwies, die man so oft in seinen Gemälden findet.

Die Familie da Capo-Zendrini hatte ihren Sommersitz gut gewählt. Anstatt in den Fußstapfen – oder genauer gesagt, im Kielwasser – anderer Venezianer des achtzehnten Jahrhunderts ihre *villeggiature* an die Ufer des inzwischen brackig gewordenen Brentakanals zwischen Venedig und Padua zu stellen, hatten sich die da